Das
deutsche Altertum

in den Anschauungen
des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

I. Hälfte.

Als Inauguraldissertation der philosophischen Fakultät I. Sektion
der Ludwigs-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Friedrich Gotthelf.

BERLIN.
Verlag von Alexander Duncker.
1900.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548324_0182

Das

deutsche Altertum

in den Anschauungen

des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

I. Hälfte.

Als Inauguraldissertation der philosophischen Fakultät I. Sektion
der Ludwigs-Maximilians-Universität zu München

vorgelegt von

Friedrich Gotthelf.

ACAD.
MED. BAT.
INSL.

BERLIN.
Verlag von Alexander Duncker.
1900.

Die vollständige Schrift erscheint gleichzeitig im nämlichen Verlage als Heft XIII der von F. Muncker herausgegebenen „Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte."

I.

Einleitung.

Wenn wir für gewisse litterarische Erzeugnisse des siebzehnten Jahrhunderts die Bezeichnung „historische Romane“ in Anwendung bringen, so mufs dies mit einigem Vorbehalt geschehen. Der Kenner jener Litteraturperiode weifs, dafs sie historische Romane im Sinne unserer heutigen Zeit nicht besitzt. Ein moderner Schriftsteller sieht es als seine Aufgabe an, im historischen Roman nicht nur Kulturzustände und Sitten der Zeit darzustellen, in welcher er die Handlung sich abspielen läfst, sondern vor allem auch seine Personen ihrer Zeit und deren Bedingungen gemäfs denken, fühlen und handeln zu lassen. Solche ästhetischen Anforderungen und ihre auch nur annähernd vollständige Erfüllung setzen ein vorgeschrittenes historisches Bewufstsein und Verständnis voraus, wie es erst in unserem Jahrhundert im Zusammenhang mit der modernen Entwickelung der historischen Wissenschaften sich bilden konnte. Die gleichen Ansprüche darf man an litterarische Produkte des siebzehnten Jahrhunderts nicht stellen. Aber wie das historische Bewufstsein unserer Zeit nicht plötzlich und unvermittelt auftritt, sondern das Ergebnis einer langen Entwickelung darstellt, so ist auch unser „historischer Roman“ keine absolut neue Erscheinung; früheren Entwickelungsstufen der historischen Anschauung entsprechen litterarische Erscheinungen in ähnlicher Weise wie unserer jetzigen Stufe der heutige historische Roman.

Dem Mittelalter ist das Bewufstsein vom Unterschiede der Zeiten so gut wie völlig fremd. Es bedarf nur des Hinweises etwa auf den „Heliand“, um uns vor Augen zu führen,

wie der mittelalterliche Dichter auch einen nach Zeit und Ort weit entlegenen Stoff völlig im Sinne seiner Zeit und seines Landes ausgestaltet. Jeder Blick auf mittelalterliche Buchillustrationen scheint uns jene Wahrnehmung zu bestätigen. Aber es ist vielleicht besser, hiervon abzusehen; denn wir werden später Gelegenheit haben, zu beobachten, dafs die Illustratoren oft ihre eigenen Wege gehen und nicht immer mit den Schriftstellern gleichen Schritt halten.

Als unter dem Einflufs der Kreuzzüge die Aufmerksamkeit des christlichen Europa sich vorzugsweise dem Orient zuwendet, da stattet wohl ein mittelalterlicher Poet auch die Geschichte Alexanders des Grofsen mit Schilderungen aus der eben neu erschlossenen Wunderpracht des Orients aus, doch mehr aus naiver Freude an den bunten Farben jener Märchenwelt, als um ein Bedürfnis nach historischer Treue zu befriedigen.

Erst nachdem durch die humanistischen Bestrebungen die Schriften der römischen und griechischen Klassiker zu neuem Leben erweckt worden waren und den gebildeten Kreisen ein authentisches Bild weit zurückliegender Kulturepochen vermittelt hatten, macht sich ein lebhafteres historisches Interesse geltend. Dafs dieses sich sehr bald der deutschen Vergangenheit zuwendet, ist bei der starken vaterländischen Tendenz jener Zeit an sich leicht begreiflich; durch die Auffindung von Tacitus' „Germania“ [1]) mit ihrem den deutschen Patrioten höchst willkommenen Inhalt mufste jenes Interesse naturgemäfs noch gestärkt werden. Eine rasch anwachsende Chronikenlitteratur, die sich schon im sechzehnten Jahrhundert oft, im siebzehnten fast durchgängig der deutschen Sprache bedient, legt hiervon Zeugnis ab.

Die deutsche Litteratur — im engeren Sinne des Wortes — wendet sich jedoch im sechzehnten Jahrhundert noch nicht dem deutschen Altertum zu. Nur Huttens „Arminius“ und ein Büchlein von Burkard Waldis werden hier zu erwähnen sein. Erst das folgende Jahrhundert zeitigt litterarische Er-

[1]) Erste Abschrift durch Pontanus 1460; erster Druck zu Venedig 1470; erster Druck in Deutschland zu Nürnberg 1473.

scheinungen, welche wir in dem oben angedeuteten Sinne als Vorgänger unserer „historischen Romane“ ansehen können, und unter denen auch einige auf deutsche Vorzeit zurückgreifen. Bis dahin wird das entsprechende Gebiet der Unterhaltungslitteratur vom „Amadis“ und seiner Sippe beherrscht.

Das beginnende historische Interesse und die damit verbundene, fortschreitende Erkenntnis müssen wir also zunächst aus jenen Chroniken zu erkennen suchen; einige Kommentare zu Schriften klassischer Autoren, auf dem uns beschäftigenden Gebiete besonders zur „Germania“, und auch sonst noch wissenschaftliche Schriften werden das Bild vervollständigen. Erst in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ziehen Buchholtzens und Lohensteins grofse Romane aus der deutschen Geschichte und ein weniger umfangreiches Buch von Grimmelshausen unsere Aufmerksamkeit völlig auf das Gebiet der „schönen Litteratur“. Vorher verdient nur von Moscherosch die berühmte Scene auf Geroltzeck in unserem Zusammenhange Erwähnung.

II.

Das sechzehnte Jahrhundert.

Die ruhmvolle That des Cheruskerfürsten Arminius bildet das Thema von Huttens in lateinischer Sprache verfafstem, erst nach seinem Tode im Jahre 1529 erschienenem „Dialogus". Dies Werk bekundet sich sowohl in seinem guten Latein als auch in seinem den neu erweckten römischen Historikern entnommenen Inhalt als eine Frucht des Humanismus. Huttens Streben geht nicht dahin, deutsches Altertum zu beleben und Sitten und Bräuche der Vorfahren darzustellen. Er greift nur in glühender Vaterlandsliebe den gröfsten deutschen Helden der Vorzeit heraus, wie er ihn sogar von den Geschichtschreibern des von jenem bekämpften Römervolkes rühmend geschildert fand, und führt ihn als Ideal eines deutschen Freiheitskämpfers seinen eigenen Zeitgenossen vor; möchte er sie doch gern das Joch des römischen Papsttums abschütteln sehen, so wie Arminius das Vaterland von den Fesseln des römischen Kaiserreiches befreit hatte. Von dieser fast agitatorisch zu nennenden Absicht beherrscht, ist der Dialog „Arminius" mehr rhetorisch als poetisch ausgefallen. Mit starkem Pathos verkündet Arminius selbst von sich all das Lob, das ihm Tacitus und andere Historiker zuerkannt haben. Aus eigener Phantasie den Ruhm seines Helden zu vermehren, hat Hutten verschmäht. So ist das Werk wesentlich wegen seiner rein patriotischen Tendenz bemerkenswert, als erste in einer Reihe von Schriften, die in der gleichen Absicht auf das deutsche Altertum zurückgreifen. Von allen Autoren aber ist Hutten der einzige, welcher nur unmittelbar aus den klassischen Quellen selbst schöpft, während die späteren durchgängig von der gelehrten Litteratur abhängig sind.

Den ersten Versuch, Nachrichten über die deutsche Urgeschichte in zusammenhängender Darstellung vorzutragen und zugleich über Sitten und Bräuche der Vorfahren zu berichten, zeigen uns die Chroniken des bayerischen Humanisten Johannes Aventinus. In der Vorrede zum ersten Buche von dessen „Deutscher Chronik" sagt Kaspar Brusch, der dieses Werk nach des Verfassers Tode herausgegeben hat,[1]) u. a. folgendes: „In disem Buch zeigt er (d. h. Aventinus) uns an das hochloblich herkommen, den ehrlichen ursprung, die alten sitten und breuch der Teutschen. Ja er sagt uns auch von der uralten Teutschen Regenten und Königen, was die loblichs und ehrlichs gehandelt und aufsgericht haben. Von denen Antiquitatibus haben wir Teutschen bifsher nichts gewist, ja das noch mer ist, wir wyfsten heut zu tag noch nicht einen Buchstaben von dem herkommen der Teutschen, oder nur von der alten Teutschen Königen namen, wenn solches nicht Cornelius Tacitus (wiewol ein Römer, und on zweyfel ein fleissiger und frommer man) auffzeichnet hette". Nach einigen Worten des Tadels über diese Nachlässigkeit der Deutschen in der Geschichtschreibung fährt Brusch fort: „Und wiewol Cornelius Tacitus etwas namhafftigs gethon hat, in den Teutschen Historiis, damit deren herkommen nicht gar verderb und dahinden blibe, hat uns doch diser Aventinus das yhenig (so Cornelius Tacitus auffs kürtzest nur begriffen) weitleufftiger und reichlicher herfür gebracht. Darzu seind jm die alten Teutschen liedlin (welche er alweg der Teutschen Cronick genent) nicht wenig (wie er selbs offt bekent hat) behilflich gewesen."

Das erste Buch der „Deutschen Chronik" — weiter hat Aventinus das Werk nicht geführt — enthält nun allerdings eine recht weitschweifige Wiedergabe der Taciteischen Nachrichten; aber die vorgenommenen Änderungen und Zusätze sind weniger auf „alte teutsche Liedlin" als vielmehr auf ein apokryphes Geschichtswerk zurückzuführen.

Neben einer Anzahl anderer Fälschungen hatte der Dominikaner Johannes Annius von Viterbo im Jahre 1498

[1]) 1541 zu Nürnberg; der kurze lateinische Entwurf des Werkes war schon 1532 erschienen.

auch einige gleichfalls von ihm selbst verfertigte Fragmente veröffentlicht, welche nach seiner Angabe dem Geschichtswerk des im Altertum berühmten Chaldäers Berosus entstammen sollten. Schon Nauclerus, dessen Chronik um jene Zeit entstand,[1]) machte von den in jenen Fragmenten enthaltenen Angaben Gebrauch, und diese wirkten noch fast zwei Jahrhunderte hindurch als historische Quelle fort. Zwar liefsen sich nicht alle Gelehrten täuschen. Sehr bald regte sich Kritik und Widerspruch; Beatus Rhenanus bestritt die Echtheit des Werkes und nannte den Annius „fabulosi autoris fabulosiorem interpretem". Auch Michael Beutherus schrieb gelegentlich: „libri quinque, qui sub Berosi Chaldei nomine circumferuntur". Und Philippus Cluverius machte endlich aufs schärfste gegen die Fälschung Front und sprach ihr jede Bedeutung ab. Aber trotzdem mit diesen drei angesehenen Gelehrten die Zahl der Gegner und Zweifler keineswegs erschöpft ist, finden wir doch bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts immer wieder auch Gelehrte, welche sich voll Vertrauen auf den „Berosus" berufen. Annius hatte es aber auch verstanden, seiner Fälschung aufser dem berühmten Namen eines im Altertum hochangesehenen Schriftstellers auch einen Inhalt zu verleihen, der seine Zeitgenossen zu bestechen geeignet war. Was Tacitus von der Urgeschichte der Deutschen — hierfür wird der Pseudo-Berosus meist citiert — erzählt, kombinierte er mit den biblischen Nachrichten. Aus dem „Tuisto deus", welchen nach Tacitus die Deutschen verehren, macht Annius „Tuyscon gigas", einen nach der Sintflut geborenen Sohn Noahs. Wie Tacitus berichtet, soll dieser Tuisto aus der Erde entsprossen sein; nach dem Pseudo-Berosus ist Terra einer von den Namen, die Noahs Weib führte. Es ist nicht ganz klar, ob er ihm nur ein einziges Weib zuschreibt. Anfangs erzählt er, dafs nur acht Menschen aus der Sintflut errettet wurden, nämlich Noah, seine Söhne Samus, Japetus, Cem und die Frauen Tytea magna, Pandora, Noëla, Noëgla. Da dies — bis auf die in der Genesis nicht genannten Namen der Frauen — völlig der biblischen Darstellung entspricht, so dürfen wir wohl annehmen,

[1]) Sie wurde erst 1516 nach dem Tode des Verfassers veröffentlicht.

dafs er unter diesen vier Frauen Noahs Weib und seiner Söhne Weiber versteht. Dafs er später Japhets Weib Andromacha nennt, würde gegen jene Annahme nicht viel beweisen, da er es liebt, einzelnen Personen mehrere Namen beizulegen, zumal neben die biblischen Namen solche aus dem klassischen Altertum zu stellen. So legt er dem Noah die Namen Chaos, Ogyges und Janus bei; und Noahs Weib nennt er „Tytea sive Aretia, id est terra". Im nächsten Abschnitt sind gleichwohl ziemlich deutlich mehrere Frauen Noahs unterschieden, nämlich aufser jener Tytea noch Araxa und Pandora. Und an dieser Stelle zählt er auch den Tuyscon unter den Söhnen der letzteren auf. Zwischen diesen beiden Abschnitten besteht ein offenbarer Widerspruch, obwohl sie unmittelbar auf einander folgen. Denn an der ersten Stelle ist ausdrücklich gesagt, dafs nur acht Menschen, nur ein Weib Noahs die Sintflut überlebten; hier werden drei Frauen aufgezählt. Diese Zwiespältigkeit berechtigt uns auch, den Namen Terra auf die erwähnte Stelle des Tacitus zurückzuführen, obwohl Tuyscon später als Sohn einer anderen Frau bezeichnet wird.

Die Nachkommen Tuyscons werden im Anschlufs an Tacitus mit geringen orthographischen Änderungen aufgezählt: Mannus, Inghaevon, Istevon, Herminon, Marsus, Gambrivius, Suevus, Vandalus; von den dann noch folgenden Namen Teutanes, Hercules, Hunus dürfen wir wohl den mittleren auf Germania, cap. III zurückführen: „Fuisse apud eos et Herculem memorant", während die beiden anderen von Annius willkürlich hinzugefügt sein mögen.

An die im zweiten Buche, aus dem die bisher citierten Stellen stammen, gegebene Genealogie der Noachiden schliefst das vierte und fünfte Buch die Entstehung der Reiche an. Noah selbst soll nach der Darstellung des Pseudo-Berosus die Erde unter seine Nachkommen verteilt haben; dabei machte er „in Europa zum Könige über Sarmatien den Tuyscon vom Don bis zum Rhein, und ihm wurden beigegeben die Söhne des Ister und Mesa nebst deren Brüdern".

Weiterhin folgt eine Aufzählung der orientalischen Herrscher mit genauer Angabe ihrer Regierungszeit; neben jedem von ihnen werden die gleichzeitig in anderen Reichen

herrschenden Könige genannt. Da erfahren wir von Tuyscons Nachkommen: „Im sechsten Jahre der Semiramis kam bei den Sarmaten am Rhein zur Herrschaft des Tuyscon Sohn Mannus.“ Inghaevon wird als Zeitgenosse von Semiramis' Sohn und Nachfolger Zameis Nynias bezeichnet, und hier braucht Annius zuerst statt Sarmatae den später regelmäfsig wiederkehrenden Namen Tuyscones. Zur Zeit des Aralius herrscht Herminon „vir ferox armis“. Istaevon, den wir oben in der kurzen Genealogie des zweiten Buches auch genannt fanden, wird im fünften Buche übergangen; vielleicht soll durch solche Auslassungen der fragmentarische Charakter der Schrift gewahrt werden. Marsus herrscht über die Tuyscones gleichzeitig mit dem achten assyrischen Könige Baleus Xerxes. Während Belochus als zehnter den assyrischen Thron inne hat, regiert am Rhein Gambrivius „vir ferocis animi“. Ihm folgt Suevus zur Zeit des Assyriers Baleus. Mit Vandalus, dem Zeitgenossen des zwölften Assyrierkönigs Altadas, schliefst die Reihe der bei Tacitus aufgezählten Namen. Von den drei in der kurzen Genealogie des Pseudo-Berosus hinzugefügten Namen kehren hier im fünften Buche nur zwei wieder: Teutanes, Herrscher der Tuyscones zur Zeit des Mamitus, Hercules Alemannus zur Zeit des Mancaleus.

Aufser diesen kurzen Notizen erfahren wir nur noch vom Tuyscon, dafs er im vierten Jahre von Nynus' Regierung den Sarmaten am Rhein eine Gesetzgebung zu teil werden liefs.

Wie wir sehen, sind diese Nachrichten des Pseudo-Berosus von der deutschen Urgeschichte ziemlich dürftig und rechtfertigen auch völlig den Ausspruch des Beatus Rhenanus von dem „fabulosus autor.“ Gleichwohl konnten sie zwei Jahrhunderte hindurch eine Rolle spielen, weil sie in mehrfacher Hinsicht den Tendenzen ihrer Zeit entgegenkamen. Dem deutschen Patriotismus schmeichelte es, die Entstehung eines deutschen Reiches in die graue Vorzeit zurückverlegt zu sehen und zu vernehmen, dafs die Machtsphäre der ersten deutschen Herrscher vom Rhein bis zum Don sich erstreckt habe. Nicht minder empfahl sich der Pseudo-Berosus durch die Anknüpfung an die Bibel. In jener Zeit hielt man die biblischen Schriften noch für eine unbedingt zuverlässige Quelle histo-

rischer Nachrichten; man hielt sich bis ins kleinste genau an ihre Angaben. Mit Hilfe des alten Testaments suchte man die Ereignisse der Weltgeschichte auf Jahr und Tag von der Sintflut, ja von der Weltschöpfung zu datieren. Da mufste das angebliche Werk eines alten Schriftstellers willkommen sein, welches den Anschlufs der deutschen Urgeschichte an die Bibel ermöglichte, indem es den von Tacitus genannten Vater des deutschen Volkes zum Sohne Noahs machte.

Dafs aus den „Göttern" der Germanen, als welche Tacitus den Tuisto nebst Sohn und Enkeln einführt, bei dem Pseudo-Berosus menschliche Herrscher geworden sind, scheint fast unbemerkt geblieben zu sein; wenigstens weisen weder die Anhänger des letzteren noch seine Gegner auf diesen Unterschied hin.[1]) Sie sprechen durchgängig nur von den „Königen", nie von den „Göttern", auch wenn sie sich auf Tacitus als Quelle beziehen. Erst bei Philippus Cluverius zeigt sich eine Abweichung hiervon. Übrigens entsprach auch diese Vermenschlichung der germanischen Götter dem Geiste jener Zeit; wir begegnen häufig dem Bestreben, den Vorfahren monotheistische, sogar speziell christliche Anschauungen beizulegen.

Aventinus beginnt seine deutsche und seine bayerische Chronik[2]) mit der Erschaffung der Welt. Ihm bot die Berosianische Schrift eine willkommene Handhabe dar zur Anknüpfung der deutschen Urgeschichte an die biblische Erzählung. Er benutzt denn auch, wie schon erwähnt, alle jene von uns wiedergegebenen Daten des Pseudo-Berosus, die er jedoch mit grofser Weitschweifigkeit zu einer umfänglichen und detaillierten Erzählung vermehrt. War dort von den Söhnen Istri und Mesae die Rede gewesen, welche als Tuyscons Gefährten nach Europa mitgezogen seien, so weifs Aventinus deren sämtliche Namen, neunzehn an der Zahl, in der deutschen Fassung der „Bayerischen Chronik" sogar achtundzwanzig, aufzuzählen. Mit wenigen Ausnahmen erhalten diese „Grafen und Herren" von Aventinus ihre europäischen Wohnsitze ganz

[1]) Der Übergang konnte um so eher unbemerkt bleiben, als die Worte „originem gentis conditoresque" bei Tacitus schon die Vermenschlichung vorbereiten.

[2]) Annales ducum Boiariae 1554; deutsch als „Bayerische Chronik" 1566

genau angewiesen, wobei die Ähnlichkeit ihrer Namen mit den Bezeichnungen von Gegenden, Bergen, Flüssen, ja auch Städten, Dörfern und Klöstern maſsgebend ist. Die Namen scheinen aus verschiedenen Quellen ziemlich willkürlich zusammengestellt zu sein, vielleicht im Hinblick auf die Übereinstimmung mit jenen geographischen Bezeichnungen.[1]) Wie wenig Authentizität dem Verzeichnis beizumessen ist, geht schon daraus hervor, daſs die Aufzählung in der „Deutschen Chronik“ nicht mit derjenigen in der „Bayerischen Chronik“ übereinstimmt. Wir finden diese Namen auch späterhin nur bei einem einzigen Chronisten, Schopper, wieder erwähnt. Und Moscherosch spricht wohl von den „dreissig Helden so mit dem ersten anfänger, und Ertzkönig der Teutschen, Tuitscho aufs Armenien in diese Lande wohnen kommen“, nennt aber nur einen Saro, den Aventin nicht hier, sondern an einer späteren Stelle der „Deutschen Chronik“ als Herrscher der Celtae „so oben am Rhein gesessen“, erwähnt.

Ein anderes, interessanteres Beispiel von der Art und Weise, wie Aventinus eine kurze Bemerkung des Pseudo-Berosus weitläufig ausführt, bietet sein Bericht über Tuyscons Wirksamkeit.

In der Berosianischen Schrift war uns die Angabe begegnet: „Im vierten Jahre von Ninus' Regierung lieſs Tuyscon den Sarmaten am Rhein eine Gesetzgebung zu teil werden.“ Hieraus nimmt Aventinus Veranlassung, in einem mehrere Seiten umfassenden, mit mancherlei Fabeleien durchsetzten Kapitel auseinanderzusetzen „Was den Tuyscon verursachet, das er seinen Teutschen gsatz und ordnung machete etc.“, und hierauf den Inhalt jener Gesetzgebung ausführlich mitzuteilen. Eine Reihe von Kapiteln mit Überschriften wie „Von Speis, Tranck, Kleydung der gar alten Teutschen“, „Vom Gebew“, „Von den Erbschafften“, „Von Eebruch und Hurerey“ etc. enthält als diese angeblichen Gesetze Tuiscons im wesentlichen das, was Tacitus in der „Germania“ von den Sitten und Bräuchen der alten Deutschen berichtet. Was Aventinus hier

[1]) Nur ein biblischer Name, Eber, findet sich in der Liste; einige Namen sind auch dem Pseudo-Berosus entnommen.

hinzugefügt, ist nicht von Bedeutung und stellt kaum mehr als eine etwas wortreichere Ausführung der Taciteischen Angaben dar. Nur an zwei Stellen sind willkürliche Abänderungen vorgenommen, die als Zeichen der bei Aventinus obwaltenden christlichen Tendenz von besonderem Interesse sind. So erwähnt er in dem Abschnitt „Vom Glauben und Gotſsdienst“ nicht die verschiedenen Götter, von deren Verehrung bei den Deutschen Tacitus spricht; er schreibt vielmehr dem Tuiscon die Einsetzung einer monotheistischen Religion ohne Gotteshäuser und Götterbilder zu. In der Verehrung des Herkules — der einzige Name, den er hier nennt — scheint er nur eine Art von vorchristlichem Heiligenkult zu sehen. Für ihn ist ja dieser Herkules, dessen Verehrung Tacitus bezeugt, niemand anders als der von Berosus genannte deutsche König Herkules Alemannus. Nach diesem und anderen Helden und Fürsten, „so dem volck offentliche Hilff und wolthat bewisen“ seien die geweihten Wälder und Bäume genannt worden „auff das man in und unter den selben Gott unter freyem offentlichem Hymmel anbettet und ehret“. Dieser Anschauung entspricht es auch, wenn er an späterer Stelle erzählt, daſs der dritte König Ingevon „unser vorfordern Mercurius gewest“ und sein weib „Phrea die Teutsch Venus“ gewesen sei. Vom ersten König Tuitsch braucht er in der bayerischen Chronik sogar den kirchlichen Ausdruck „canonisirt“. Auch die Göttin Nerthus, welche Aventin irrtümlich Nertha nennt, ist ihm nur die vom Ingevon heilig gesprochene Mutter des Tuiscon, die hier zu den Namen, welche sie bei Berosus führt, noch diesen neuen erhält; sie heiſst Nertha „dz sie alle ding erneret. Wir aber thun jetzt dz N hinweg und sprechen Erd“. Selbst Sonne und Mond, deren Verehrung zwar nicht bei Tacitus, wohl aber bei Caesar bezeugt ist, deutet Aventinus nur als die Symbole eines vergötterten Herrscherpaares, des Mannus und seiner Gattin Sunna — diesen Namen hat er selbst hinzugefügt.

So zeigt Aventin bei allem, was er vom Glauben und Gottesdienst der alten Deutschen berichtet, das Bestreben, jene Züge hervorzuheben, welche den christlichen Anschauungen am wenigsten widerstreiten, und ohne die Überlieferung zu

fälschen, alles unverkennbar Heidnische durch Auslegung und Umdeutung zu mildern.

In dem Abschnitt „Von der Begrebnus“ tritt die gleiche Tendenz noch stärker hervor. Denn Aventinus berichtet zwar im Anschlufs an Tacitus, dafs bei den Deutschen weder pomphafte Leichenbegängnisse noch prächtig ausgestattete Grabdenkmäler gebräuchlich waren; er verschweigt aber die in der „Germania“ ausdrücklich bezeugte Sitte der Leichenverbrennung. Dieser Brauch stand ihm doch zu sehr im Gegensatz zu den kirchlichen Anschauungen. Auch in der Erzählung von den Priestern der alten Deutschen läfst sich eine christianisierende Färbung deutlich erkennen, obwohl die Thatsachen im engen Anschlufs an Caesar, dessen „Bellum Gallicum“ [1]) hier hauptsächlich die Quelle bildet, berichtet werden. Was mit christlichen Bräuchen übereinstimmt oder mit christlichen Anschauungen wenigstens vereinbar ist, wird mitgeteilt, genauer beschrieben und zuweilen geradezu mit den in der christlichen Kirche gebräuchlichen Ausdrücken bezeichnet. So erhalten wir aus dem Kapitel der „Deutschen Chronik“, welches „Von den druten der alten Teutschen munch“ handelt, den Eindruck, als ob von einem christlichen Orden die Rede sei. Ihr Name wird, wie dies bei christlichen Bruderschaften gebräuchlich ist, von ihrem Stifter Druides hergeleitet, sie wohnen in Klöstern beisammen, leben keusch und unvermählt, walten des Gottesdienstes und der Seelsorge, pflegen die Wissenschaften und erziehen die Jugend. Von ihrer Lehre wird nur der Glaube an eine Seelenwanderung erwähnt: „Si überredten auch die leut, die sêlen stürben nicht, sonder si füren nach dem tod in andre, und mit dem vermeinten si die menschen freuntlich zu der tugent und frommkeit zu reizen und zu erwecken, wann si den tod nit förchten.“ Auch diese aus Caesar entnommene Lehre schien ihm wohl mit der christlichen Unsterblichkeitslehre einigermafsen vereinbar. Dagegen wird vom Opfer nur ganz flüchtig gesprochen, und die von Caesar mehrfach ausdrücklich bezeugten Menschenopfer bleiben völlig unerwähnt.

Durch dieses Bestreben, der deutschen Vorzeit einen christ-

[1]) Buch VI, Kapitel 13 ff.

lichen Stempel aufzudrücken, hat Aventinus seine „Deutsche Chronik“ wesentlich von der „bayerischen“ unterschieden. Letzteres Werk enthält die Nachricht von Menschenopfern mit allen von Caesar gegebenen Einzelheiten und schliefst sich auch sonst an dessen Darstellung enger an. Übereinstimmend vertreten jedoch beide Fassungen die irrige Ansicht, dafs die Druiden ein Mönchsleben geführt hätten; weder bei Caesar noch sonst bei einem Klassiker findet sich dafür eine Bestätigung. Vielmehr geht, wie Karl Barth bemerkt,[1]) aus einer Stelle bei Ausonius das Gegenteil deutlich hervor. Gegen Caesars ausdrückliche Versicherung schreibt Aventinus in beiden Chroniken den Deutschen ebensowohl Druiden zu wie den Galliern und ist hierdurch Urheber eines Irrtums geworden, der noch über zweihundert Jahre nachgewirkt hat.

Mit Herimannus, dem fünften Könige der Deutschen, schliefst das Fragment der „Deutschen Chronik“. Dieser Herimannus, von dem auch die „Bayerische Chronik“ berichtet, ist aber nicht der Cheruskerfürst Hermann, sondern derjenige von den drei Söhnen des Mannus, von welchem nach Tacitus ein Teil des deutschen Volkes Herminones genannt wurde. Im Anschlufs an Berosus macht Aventinus diese drei Brüder zu Vater, Sohn und Enkel. Der letztere, Herman, sei der alten Deutschen Kriegsgott gewesen; eine Identifizierung, zu der wohl der im Namen enthaltene Anklang an „Heer“ veranlafst haben wird. Mit einer weiteren, sehr kühnen Konjektur knüpft Aventinus an seinen Namen das alte, von Karl dem Grofsen zerstörte Volksheiligtum der Sachsen „Irminsul“ an, indem er diese Benennung in Hermansal (Hermanssaal) umändert und als einen dem Herman oder Hermon geweihten Tempel deutet.

Die „Bayerische Chronik“ führt die deutsche Geschichte fort, so weit die Namen des Pseudo-Berosus reichen, welche in folgenden verdeutschten Formen vorgeführt werden: Mers, Gampar („Kempher, säxisch Kemper“), Schwab, Wandler, Deuto oder Teutscho, Alman („der teutsch Hercules“), Haun.

---

[1]) Über die Druiden der Kelten und die Priester der alten Teutschen, als Einleitung in die altteutsche Religionslehre, Erlangen 1826.

Mit des Haun jüngstem Bruder Baier geht Aventinus zur bayerischen Geschichte über, die er ebenso wie die deutsche mit allerhand Fabeleien, kühnen Kombinationen, zumal gewagten Etymologien erzählt; sehr häufig schweift er dabei auf das Gebiet der Geschichte anderer Völker ab und flicht Abschnitte über Philosophie und manche andere Wissensgebiete ein.

Von den Nachrichten der „Bayerischen Chronik“ sei nur noch eine an die „Germania“ anknüpfende Stelle herausgehoben, die sowohl die etymologische Freiheit Aventins als überhaupt seine willkürliche Art, mit der Überlieferung zu schalten, veranschaulicht. In dem vom Gottesdienst der Germanen handelnden Abschnitt der „Germania“ (Kapitel 9) schreibt Tacitus unter anderm: „Pars Suevorum et Isidi sacrificat. Unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum, in modum Liburnae figuratum, docet advectam religionem.“ Aus dieser Isis macht nun unser Autor „Frau Eisen“ und erzählt von ihr, dafs sie nach ihres Mannes und ihres Sohnes Herkules' Tode neben anderen Ländern auch Deutschland auf einige Zeit besucht und hier die von ihr und ihrem Manne erfundene Eisenschmiedekunst nebst mannigfachen land- und hauswirtschaftlichen Thätigkeiten eingeführt habe. „Um desselbigen willen hat man glaubt, es sei ein heilige, göttliche frau. Die Schwaben haben vil auf si gepaut, das eisen nach ir genant, haben si als ein pesundre nothelferin angerüeft, ein künigin der götter genant, ir pildnus als ein schiflein gemacht, damit angezaigt, wies her über mer sei kommen aufs frembden landen.“

Im Gegensatz zu dieser willkürlichen und frei kombinierenden Behandlungsweise, die wir bisher beobachteten, hält sich Aventinus bei dem Berichte über spätere Ereignisse der deutschen Geschichte strenger an seine klassischen Quellen. So erzählt er Ariovists Kampf gegen Caesar ziemlich genau nach des letzteren „Commentarii“, obgleich die dem deutschen Heerführer darin zufallende Rolle keine allzu rühmliche ist. Dann sucht er allerdings wieder den Kriegsruhm der Deutschen schadlos zu halten, indem er anderswoher das Urteil herbeiträgt, die Römer hätten jene Schlacht nur deshalb gewonnen,

weil den Germanen ihr Glaube nicht gestattete, vor dem Neumond zu kämpfen.

Ein an sich unbedeutender, für Aventin jedoch recht charakteristischer Zug ist es, dafs er Caesars Nachricht von den beiden Frauen Ariovists, welche auf der Flucht umgekommen seien, unterdrückt. Dies entspricht seinem oben schon erwähnten Bestreben, alle spezifisch heidnischen Züge im deutschen Altertum zu mildern oder zu entfernen. Demgemäfs schien es ihm auch nicht angemessen, einem deutschen Herrscher Vielweiberei zuzuschreiben.

Endlich müssen wir noch Aventins Mitteilung über die Varusschlacht erwähnen, da uns auch dieses Thema bei anderen Autoren regelmäfsig wieder begegnen wird. Hier befindet sich Aventin in voller Übereinstimmung mit der Überlieferung der klassischen Schriftsteller, die er mit allen Einzelheiten genau wiedergiebt. Das hohe Lob, das bei Gelegenheit der Teutoburger Schlacht die römischen Geschichtschreiber übereinstimmend den siegreichen Feinden zollen, mufste ja auch den höchsten Ansprüchen patriotischen Stolzes genügen.

Wie wir bereits sahen, liebt es Aventinus, die lateinischen Namen deutscher Personen in deutsche oder wenigstens deutsch klingende Namen umzuformen, wie Tuisto in Tuitsch, Vandalus in Wandler u. dgl. Diese Liebhaberei führt er auch weiterhin durch, bald mehr bald weniger geschickt, und scheut dabei auch die sonderbarsten etymologischen Grillen nicht. So wandelt er Arminius in Erman oder Ernmaner „d. i. der zu êren ermant", Viromarus in Wermair, Indutiomarus in Tütschmair, Flavus in „der Blaw" um.

Besonders auffällig mufs es erscheinen, dafs er dem Gegner Caesars, den wir aus dem „Bellum Gallicum" unter dem Namen Ariovistus kennen, den deutschen Namen Ernst beilegt. Aus einer Stelle der Einleitung, die sich mit deutschen Namen und ihrer Erklärung befafst, ersehen wir, dafs Aventinus bei Caesar nicht Ariovistus, sondern Arionistus liest und diesen mit dem deutschen „Ernst" identifiziert; als Bedeutung führt er an: „der tapfer ist." Daneben erwähnt er auch einen „alten baierischen künig in wälschen landen vor Cristi geburt" Ariovistus und übersetzt diesen Namen in „Ernvest." Da es

gerade Caesars Gegner ist, den unser Autor mit „Ernst“ bezeichnet, so haben wir keinen Grund zu der Annahme, dafs neben Ariovistus in der klassischen Litteratur thatsächlich noch ein Arionistus vorhanden sei; vielmehr dürfte jene Scheidung höchstens einem Druckfehler ihre Entstehung verdanken, vielleicht auch die Form Arionistus als Latinisierung des deutschen Namens Ernst erfunden sein. Die Nachfolger Aventins haben denn auch diesen Arionistus nicht weiter beachtet, vielmehr die beiden deutschen Namen auf dieselbe Person vereinigt und Ernst als Abkürzung für Ernvest angesehen.

Auf lange Zeit hin bildet die hier skizzierte Darstellung den wesentlichen Inhalt aller Berichte über die deutsche Vorzeit, sei es, dafs die Verfasser sich direkt an Aventinus anschliefsen, oder dafs sie — meist auch wieder unter seinem Einflufs — die gleichen Quellen wie er benutzen. Gleichwohl sehen wir auch hier keinen völligen Stillstand; durch mehr oder weniger selbständige Zusätze und Veränderungen erhält der überkommene Stoff bei jedem neuen Schriftsteller ein neues Gepräge. Und die Gesamtheit der oft recht abstrusen Bearbeitungen liefert uns ein charakteristisches Bild der in jener Zeit herrschenden Auffassung vom deutschen Altertum.

Ungefähr gleichzeitig mit Aventins Werken entsteht Sebastian Francks „Germaniae Chronicon.“ [1]) Der Titel ist nicht ganz zutreffend, da der sehr starke Folioband auch eine ziemlich ausführliche Geschichte des römischen Kaiserreichs u. a. m. bietet. Doch sollen nach Absicht des Verfassers auch jene weitschweifigen Exkurse hauptsächlich zum besseren Verständnis des eigentlichen Hauptinhalts beitragen, und dieser besteht aus einer ausführlichen deutschen Geschichte nebst einer kurzen Geographie Deutschlands.

Wenn wir auf dem Titelblatt lesen, dafs die deutsche Geschichte von Noah an in dieser Chronik erzählt werde, so läfst uns dies bereits vermuten, dafs auch Franck dem Pseudo-Berosus folgt. Und in der That beruft sich auch die erste Zeile des Textes schon neben Nauclerus auf Berosus, dessen Angaben über die deutsche Urgeschichte genau wiedergegeben

---

[1]) 1531 erschienen.

werden. Doch hält sich Franck bei jener Urzeit nicht so lange auf wie Aventinus; er vermeidet alle jene Fabeleien, jene allzu kühnen Kombinationen, mit welchen wir den bayerischen Geschichtschreiber den Anfang seiner Chronik ausschmücken sahen. Nachdem Franck die pseudo-berosianischen Angaben über die ältesten Herrscher wiedergegeben hat, läfst er einige geographische Bemerkungen folgen, giebt in einem Kapitel über „Alte Sitten der Teutschen vor Christi gepurt“ eine Übersicht der kulturgeschichtlichen Nachrichten aus der „Germania“ und aus Caesars Schriften und geht dann sogleich auf die Kämpfe zwischen Deutschen und Römern über.

Bei Aventinus hatte die christliche Tendenz dazu geführt, dafs christliche Gedanken in das deutsche Altertum hineingetragen, heidnische Bräuche der Urzeit in christlichem Sinne umgedeutet und ausgelegt wurden. Franck hält sich von einer solchen Vergewaltigung der überlieferten Nachrichten fern. Doch spüren wir auch in seiner Darstellung die Wirkung der religiösen Sinnesrichtung, wenn er stolz und verächtlich auf die „superstition der törechten Gentilitet“ herabblickt. Im weiteren Verlauf der Chronik wirkt die streng christliche Gesinnung des Verfassers zwar nicht mehr auf den Inhalt ein, aber sie spricht sich desto häufiger in moralisierenden Anmerkungen aus, in welchen der Verfasser aus den erzählenden Ereignissen fromme Nutzanwendungen zieht. Auch vom Patriotismus läfst sich Franck nicht verblenden, so dafs er in seiner Darstellung die Grenzen berechtigten Stolzes auf sein Vaterland und sein deutsches Volk überschritte. Eine aufrichtige Vaterlandsliebe hat ihm die Feder in die Hand gegeben, um die gedächtniswürdigen Thaten des „durch unfleifs der Teutschen historischreiber versaumpten“ deutschen Volkes aufzuzeichnen; und eine ehrliche vaterländische Begeisterung spricht auch aus seiner ganzen Darstellung. Aber dadurch wird Franck nicht an einer aufrichtigen Berichterstattung gehindert. Er sucht kriegerische Mifserfolge oder sonstige Mängel der Deutschen, die er bei den klassischen Schriftstellern berichtet findet, weder zu unterdrücken noch zu bemänteln und hält sich so von jenen Ausschreitungen patrio-

tischen Ehrgeizes fern, welchen wir bei anderen Autoren nicht zu unserer Freude begegnen werden. Ja, Franck sagt selbst einmal: „Hierumb mag ich hie nit ein grofs feldgeschrei von eyttel lob der Teutschen machen, wie Nauclerus, Jacobus Wimphelingus und andere, damitt man nit sag ich sei ein Teutscher, und hab ein hoffier und lobbuch, und kein Histori beschriben. Auch darumb das ich nit lügen für die wahrheit schreibe, weil die Teutschen nit allweg, und eben so wenig als andere völcker seiden gespunnen haben, sonder auch neben iren grofsmechtigen thatten unnd reden offt grosse Tirannei und ungerechtigkeit geübt haben". Diesem für einen Historiker unbestreitbar richtigen, für jene Zeit bewundernswürdig vorgeschrittenen Programm entspricht Francks Darstellung durchaus. Vergleichen wir z. B. nur seinen Bericht über Ariovist mit demjenigen des Aventinus, so sehen wir, dafs hier alle jene Milderungen, die wir bei dem bayerischen Chronisten bemerkt haben, weggefallen sind, und dafs Franck sich völlig an Caesars Bericht anschliefst.

Ich übergehe einige andere Chroniken, welche, wie Jakob Köbels Erneuerung der älteren Weltchronik Heinrich Steinhöwels (1531), für unsere Untersuchung nicht in Betracht kommen, und wende mich einem mit den beiden vorher besprochenen Schriften näher verwandten Werke zu. Im Jahre 1539 erschien die lateinisch geschriebene Chronik des Huldericus Mutius. Auch ihm steht die Echtheit des von Annius veröffentlichten Berosus-Fragmentes noch aufser Zweifel; und für die Glaubwürdigkeit des Berosus beruft er sich ebenso wie Sebastian Franck auf das Zeugnis des persischen Geschichtschreibers Metasthenes. Auch Mutius entnimmt dann, wie Aventinus und Franck, dem Berosus die Namen der ältesten deutschen Könige und ihrer orientalischen Zeitgenossen. Auch dafs Tuiscon einer von den zahlreichen Söhnen Noahs gewesen sei, und dafs Noahs Weib neben anderen auch den Namen Terra geführt habe, wird hier wie dort berichtet; und in diesem allen ist es besonders die Übereinstimmung zwischen Berosus und Tacitus, welche unser Chronist betont, und auf welche er besonderen Wert legt. Diese Übereinstimmung ist für ihn aber sonderbarerweise auch in einem Punkte vor-

handen, in welchem beider Ansichten schlechterdings so weit von einander abweichen, dafs fast alle späteren Schriftsteller sich genötigt sahen, sich für eine von beiden zu entscheiden und die andere fallen zu lassen. Es handelt sich um die Frage, ob die Deutschen ein autochthones oder ein eingewandertes Volk seien. Tacitus hält die Germanen für Autochthonen, hauptsächlich deshalb, weil es zu schwierig sei, Deutschland auf dem Seewege zu erreichen, und weil man nach seiner Ansicht vor alter Zeit nur zu Schiffe, nicht auf dem Landwege neue Wohnsitze aufsuchte. Aufserdem hält er Deutschland infolge seines rauhen Klimas, seiner Bodenbeschaffenheit und seines unerfreulichen Aussehens für einen so wenig erstrebenswerten Aufenthaltsort, dafs wohl niemand dorthin hätte aus Asien, Afrika oder Italien auswandern mögen. Wie läfst sich diese Anschauung wohl mit der Nachricht des Pseudo-Berosus vereinen, dafs Noahs Sohn Tuyscon die Germanen aus Kleinasien in ihre jetzige Heimat geführt habe? Aber Mutius berücksichtigt nicht die Worte des Römers, dafs Deutschland niemand aus Asien hätte anlocken können; er achtet auch nicht darauf, dafs jener schreibt: „Ipsos Germanos indigenas crediderim.“ Demnach scheint er den Taciteischen Text nicht vor Augen gehabt zu haben. In ungenauer Erinnerung mag ihm der Satz von der Auswanderung alter Völker auf dem Seewege vorgeschwebt haben, und dieser mag vielleicht infolge der sonst herrschenden Übereinstimmung zwischen den Angaben beider Autoren eine Form angenommen haben, in welcher er zum Inhalt der Berosianischen Schrift pafst. So läfst denn Mutius den Tacitus schreiben, dafs „die Germanen, Wohnsitz und ein neues Land suchend, nach langen und mannigfachen Irrfahrten am Gestade des Ozeans erst das feste Land erreicht haben“.

Die späteren geschichtlichen Ereignisse, wie Ariovists Kampf mit Caesar, den Kriegszug des Drusus, die Varusschlacht, schildert auch Mutius wieder in ziemlich genauem Anschlufs an die klassischen Autoren; Ariovists Persönlichkeit sucht er allerdings ein wenig dadurch zu heben, dafs er die für ihn günstigen Momente stärker betont.

Während die Chronik von Mutius bezüglich der uns hier

beschäftigenden Themata der Darstellung Francks am nächsten kommt und, wie sie, sich genau an den Pseudo-Berosus und Nauclerus hält, führte eine bereits drei Jahre früher erschienene, von Mutius aber nicht berücksichtigte Schrift von Andreas Althamer[1]) ein völlig neues Element in die deutsche Urgeschichte ein, das dann in alle späteren Darstellungen übergegangen ist.

Der Pseudo-Berosus hatte die Anknüpfung an die Bibel einfach dadurch hergestellt, dafs er den Stammvater der Deutschen Tuyscon zum Sohne Noahs machte. Ohne zu untersuchen, ob dies mit dem biblischen Text vereinbar sei, hatten Aventinus, Franck und Mutius jene Darstellung übernommen. Althamer dagegen sucht sich enger an die Bibel anzuschliefsen, indem er einen in der Genesis genannten Namen in die deutsche Urgeschichte einführt; er identifiziert Tuyscon mit einem Urenkel Noahs aus der Nachkommenschaft Japhets, Ascenas, dem Sohn Gomers. Für die Abstammung der Deutschen von Ascenas beruft er sich auf Hieronymus, Eusebius und die Juden. Es ist richtig, dafs in der rabbinischen Litteratur die Deutschen „Aschkenas" genannt werden;[2]) doch ist die Herkunft und Bedeutung dieses Namens strittig; die sprachliche Übereinstimmung mit dem biblischen Namen wird von modernen Gelehrten für eine äufserliche und zufällige gehalten. Und was die beiden anderen Gewährsmänner Althamers betrifft, so habe ich bei Hieronymus eine Beweisstelle nicht finden können. Hieronymus sagt von den Söhnen Gomers: „Filii Gomer Aschanaz et Riphath et Thogarma. Aschanaz Graeci Reginos vocant, Riphath Paphlagones, Thogarma Phrygas." Dafs hier unter Regini die Deutschen zu verstehen sein sollten, ist schon wegen der Gleichstellung mit Phrygern und Paphlagoniern kaum anzunehmen. Gleichwohl mufs diese Auffassung zur Zeit Althamers von mehreren Gelehrten geteilt worden sein; denn in der Ausgabe von Hieronymus' Werken, welche 1538 erschien, findet sich die oben angeführte Stelle im Index

[1]) Commentaria Germaniae in P. Cornelii Taciti equitis Romani libellum de situ etc. Andr. Althameri diligentia . . . elucubrata. 1536.

[2]) Diese hebräische Bezeichnung gilt gleichmäfsig für das deutsche Land und das deutsche Volk.

unter der Bezeichnung: „Ab Aschanaz descendunt Germani“. Die Erklärung des Namens Aschanaz als „ignis sic aspersus“ in den „Hebraicae quaestiones“ hat mit Althamers Erklärung noch weniger zu thun, obwohl er gerade dieses Werk des Hieronymus als Quelle citiert. Dagegen lassen sich die Worte des Eusebius „Aschanaz, unde gentes Goticae“ allerdings in dem von Althamer angegebenen Sinne verwerten. Und Hieronymus verdankt vielleicht seine Erwähnung an genannter Stelle nur dem Umstande, dafs er die Chronik des Eusebius in lateinischer Sprache herausgegeben hat. Übrigens finden sich die eben angeführten Worte bei Eusebius nicht in der Genealogie der Noachiden, wo man sie zunächst suchen würde, sondern sie bilden den Abschlufs einer ganz gedrängten Aufzählung aller Generationen von Adam bis zu Noahs nächsten Nachkommen. Diesem Umstande wird es zuzuschreiben sein, dafs vor Althamer noch niemand davon Notiz genommen hatte, obgleich die Chronik des Eusebius schon vorher vielfach als Quelle gedient hatte. Die Namen der orientalischen Herrscher, welche wir im Pseudo-Berosus fanden, stammen dorther und waren daraus schon vom Abbas Urspergensis, Albertus Stadensis u. a. in ihre Chroniken hinübergenommen worden. Annius hatte nur als erster ihre angeblichen deutschen Zeitgenossen hinzugefügt. Aber jene Chronisten erwähnen Aschenaz gar nicht; und in der pseudo-berosianischen Schrift wird er nur gemäfs der Bibel als Sohn Gomers genannt, jedoch nicht in Zusammenhang mit der deutschen Geschichte gebracht. Als Stammvater der Deutschen, identifiziert mit Tuyscon, tritt er uns zuerst bei Althamer entgegen.

Dafs diese Gleichstellung des Taciteischen Tuisto mit dem Aschenaz der Bibel in Widerspruch zur Behauptung des römischen Historikers steht, die Germanen seien Autochthonen, ist dem Kommentator völlig entgangen, obwohl er selbst dieser Behauptung und ihren Gründen kurz zuvor eingehend widersprochen hat. Althamer ging nicht aus Mifstrauen gegen das pseudo-berosianische Werk auf die Bibel zurück, sondern er war von der Echtheit jener Angaben überzeugt und suchte sie deshalb mit den biblischen wie mit den Taciteischen in Einklang zu bringen. Im gleichen Sinne verfährt er auch bei der

Besprechung von Tuistos Nachkommen. Er begnügt sich nicht, wie Franck und Mutius, mit der Beifügung der orientalischen Herrschernamen. Vielmehr widmet er jedem einzelnen unter Bezugnahme auf mancherlei gelehrtes Material eine eingehende Besprechung; vor allem sucht er genau zu bestimmen, welche deutschen Stämme jedem einzelnen unterthan gewesen seien. Dafs auch hierin ein Widerspruch zur Berosianischen Darstellung liegt, wird ihm nicht bewufst. Nur nach dem Text des Tacitus ist es berechtigt, jeden der von ihm bezeichneten „Götter" mit einem nach diesem genannten deutschen Stamme in nähere Verbindung zu bringen; der Pseudo-Berosus hat sie alle zu Königen gemacht, die über alle „Tuyscones" vom Don bis zum Rhein herrschen. Althamer hat als Kommentator der „Germania" naturgemäfs hauptsächlich die Taciteischen Angaben vor Augen und berücksichtigt anderes nur, soweit es mit diesen übereinstimmend erscheint. Bei Widersprüchen hält er sich — wie wir im vorerwähnten Falle sahen — an Tacitus. Dem entsprechend sind bei ihm Ingaevon, Herminon und Istevon Brüder, während Annius aus ihnen Vater, Sohn und Enkel gemacht hatte. Auch hier scheint er den Unterschied zwischen beiden Versionen nicht bemerkt zu haben; denn er führt bei jedem der drei Herrscher den bei Berosus erwähnten assyrischen Zeitgenossen an, während sie für ihn doch als Brüder neben einander gleichzeitig herrschen sollten.

Das Bestreben, die Eigennamen zu verdeutschen, ist bei Althamer offenbar durch Aventins Beispiel angeregt, wie schon die Herübernahme der Deutung des Namens Ariovistus als Ehrenvest — Ernst sieht er als Abkürzung davon an — erkennen läfst. Einen Fortschritt gegenüber Aventins allzu willkürlichem Verfahren bedeutet es, dafs Althamer nicht mehr nur nach dem Klange der lateinischen Namen deutsche Formen einsetzt, sondern seinen Verdeutschungen eine gewisse, wenn auch nicht immer recht stichhaltige Begründung zu geben versucht. So erklärt er den Namen Ingaevones als Meeresanwohner, indem er es als entstellte Form von Wigewones ausgiebt und dieses in Wic, eine niederdeutsche Bezeichnung für Meerbusen, und das Zeitwort „wohnen" zerlegt, Herminones ist ihm eine entstellte Form für „Herdwoner" — „Herd, Hert"

wie bei Aventinus „Nerth“ für Erd —, womit Bewohner des Binnenlandes bezeichnet werden sollen; jener Name konnte nach Althamers Meinung leicht in Hermiones oder Herminones umgeändert werden, „propterea quod Romani vocis etymologiam ignoraverint.“ Sehr gewagt ist die Erklärung von Istaevones als die „Eysterwoner, Usserstenwoner, Weitstenwoner.“ Zu dem Namen „Marsi“ macht Althamer eine später oft wiederholte Konjektur, indem er ihn mit der niederdeutschen Bezeichnung „Marschen“ für ein feuchtes, sumpfiges Gebiet in sprachlichen Zusammenhang bringt. Bei Erklärung des Namens Gambrivius zeigt sich wieder die Wirkung von Aventins Vorbild, da auch Althamer die Namen Gemper und Kemper anführt. Weiter bringt er diesen Namen mit Sicambri und einem Kloster Gambreu in Verbindung.

Althamers Kommentar bildet die Vorlage für ein Büchlein, welches das deutsche Altertum zuerst auf dem Gebiete der schönen Litteratur behandelt, Burkhard Waldis' illustrierte Reimchronik „Ursprung und Herkommen der zwölff ersten alten König und Fürsten deutscher Nation, wie und zu welchen zeyten ir yeder regiert hat.“ [1]) Trotzdem sich der Verfasser in zahlreichen Randbemerkungen auf die Bibel, Plinius, Berosus, Tacitus u. a. beruft, läfst uns schon der erste Vers vermuten, dafs Althamers Buch seine eigentliche Quelle ist. Denn nur dort war zur Zeit, da Waldis seine Reime schrieb, die Identifizierung von Tuiscon und Ascenas zu finden; und Waldis beginnt mit dem Verse „Ascenas den man nennt Tuiscon.“ Bis zu unbedeutenden Einzelheiten hat Waldis von Althamer den Stoff zu seinen Versen entlehnt; ja selbst seine oben erwähnten Randbemerkungen bezeichnen nur die von diesem citierten Stellen aus der Bibel und den Klassikern.

Mangelt so dem Buche des Waldis die Originalität hinsichtlich des Inhalts, so erhält es auf der anderen Seite eine eigenartige Bedeutung dadurch, dafs es jene Nachrichten durch volkstümliche Bearbeitung aus der gelehrten Litteratur heraus vor ein gröfseres Publikum führt. Denn populär zu wirken, war die Waldissche Reimchronik berufen durch ihr volks-

[1]) 1543 erschienen.

tümliches Versmafs, durch ihren geringen Umfang und nicht zum wenigsten durch die grofsen Holzschnitte, welche in einer Ausgabe schwarz, in der anderen grob koloriert, den Text begleiten. Verse und Bilder führen uns als die „zwölff ersten alten König und Fürsten deutscher Nation“ fast lauter uns schon bekannte Persönlichkeiten vor: zunächst Ascenas-Tuyscon mit seinen acht Nachkommen, dann Ariovistus und Arminius; und nur den zwölften hat Waldis ohne Althamers Beispiel selbständig hinzugefügt, Karl den Grofsen.

Auf den Holzschnitten sind alle Herrscher von Mannus bis zu Karl dem Grofsen in Kleidung und mit Waffen des ausgehenden Mittelalters dargestellt; nur Ascenas trägt, wohl wegen seiner biblischen Herkunft, ein etwas phantastisch-altertümliches Gewand, das nach der Absicht des Zeichners jedenfalls ein orientalisches Kleid vorstellen sollte. Eine etwas über zwanzig Jahre später erschienene Wiederholung unseres Werkes,[1]) die den Waldisschen Text unverändert erhält, trägt in den Illustrationen dem veränderten Zeitgeschmack Rechnung. An die Stelle der groben, steiflinigen Figuren jener ersten Holzschnitte sind zierlichere, allerdings minder originelle und charakteristische Brustbilder in wenig stilgemäfser Umrahmung getreten. Hier ist Ascenas wie ein zeitgenössischer, orientalischer Fürst gekleidet; die anderen tragen zumeist stilisierte Römerrüstungen. Auf Mannigfaltigkeit sorgfältig gepflegter Bartformen scheint der Illustrator dieser späteren Auflage besonders Gewicht gelegt zu haben. Die Wappen, welche einigen Herrschern in der Originalausgabe beigegeben waren, sind auch in die veränderte Auflage übernommen worden; hier wie dort ist Arminius dadurch charakterisiert, dafs er das Haupt des Varus in der Hand hält. Von der Regel, nur die Porträts der einzelnen Herrscher zu geben, weicht der Illustrator der ersten Ausgabe nur in einem

[1]) Diese spätere Ausgabe ist der „Bayerischen Chronik“ des Aventinus von 1566 beigegeben und führt folgenden Titel: „Bildnufs oder Contrafactur der Zwölff ersten alten Teutschen, König und Fürsten, welcher Tugend und Thaten für andern gerümbt und gepreifst, und bey den Geschichtschreibern, wie auch in nachfolgenden Chronicken, gedacht wird, sampt kurtzer beschreibung jres Ursprungs und Herkommens, mit anzeigung zu was zeiten sie regiert und gelebt haben.“

einzigen Falle ab, indem er bei dem Bilde des Suevus — durch den begleitenden Text veranlafst — im Hintergrunde einen pflügenden Bauern darstellt. Der zweite Illustrator benutzt mehrere Stellen des Textes in dieser Weise: bei den vier ersten Königen bildet er im Hintergrunde die von Waldis als gleichzeitig erwähnten biblischen Ereignisse ab; und bei Gambrivius, dem der Text die Einführung des Bierbrauens zuschreibt, nehmen die im Hintergrunde angebrachten Zeichnungen auf diese Thätigkeit Bezug.

Dafs Gambrivius die Deutschen das Bierbrauen lehrte,

„Wie er solchs von Osiride
Gelernt hat, und von Iside,“

ist ein neuer Zug, den Waldis selbständig in die Darstellung eingeführt hat. Althamer erwähnt davon nichts; auch ist nach seiner Aufzählung Osiris gar nicht Zeitgenosse des Gambrivius, sondern seines Grofsvaters Istaevon. Burkhard Waldis hat den Gambrivius entweder unbewufst verwechselt oder bewufst identifiziert mit Gambrinus, der schon damals die Würde eines sagenhaften Bierkönigs inne hatte.

Über den Ursprung der Sage von Gambrinus sind die Ansichten geteilt; litterarische Belege aus älterer Zeit habe ich nirgends nachgewiesen gefunden. Ziemlich glaubwürdig ist die Ansicht, dafs Gambrinus eine entstellte Form des Namens Jan primus sei; es sei darunter Herzog Johann I. von Brabant (1251—1294) zu verstehen, welcher auf Bitten der Brauergilde von Brüssel das Patronat übernommen habe. Er soll im Versammlungssaal der Gilde abgebildet sein, im königlichen Purpurmantel auf dem Throne sitzend, die Krone auf dem Haupte, ein Glas voll schäumenden Bieres in der rechten Hand. Für die Entstehung des Namens Gambrinus aus Jan primus spricht die von Hans Sachs gebrauchte Form Jamprinius. Der Schwank, der mit diesem Namen beginnt,[1]) stammt aus dem Jahre 1553, und Sachs hat die einzelnen Angaben über die Herkunft der Bierbrauerei offenbar von Waldis

[1]) „Wer erstlich hat erfunden Bier
Und der vollen Brüder Thurnier.“
Vom 15. November 1553 unterzeichnet.

übernommen. Der Name des Bierkönigs mufs ihm jedoch bereits anderswoher in ursprünglicherer Form bekannt gewesen sein. Denn es wäre sehr unwahrscheinlich, dafs er Jamprinius statt Waldis' Gambrivius eingesetzt haben sollte. Die niederländische Herkunft des Gambrinus scheint auch unserem Autor bekannt gewesen zu sein. Denn dadurch würde sich besser als durch blofsen Gleichklang der Namen erklären, dafs Waldis Gambrivius mit Gambrinus identifiziert. Für ihn ist Gambrivius — gemäfs Althamers Angabe — „König in Brabant, Flandern"; wenn er nun wufste, dafs Gambrinus in derselben Gegend geherrscht haben sollte, so konnten beide leicht in eine Person zusammenfliefsen.

Von Vandalus, dem Zeitgenossen des Altades, des zwölften Königs der Babylonier, springt die von Waldis aufgestellte Genealogie auf Ariovist über. Auch dieser Herrscher war in Althamers Kommentar erwähnt, und Waldis hat dorther die Verdeutschung seines Namens in „Ehrenvest" entnommen. Aber Waldis geht hier über seine Vorlage hinaus und weicht auch von Aventinus und den anderen, die vorher von Ariovist berichtet haben, wesentlich ab. Sonst war Ariovistus immer — gemäfs Caesars Berichten — als ein raub- und rauflustiger, grofssprecherischer Heerführer geschildert worden, dessen prahlerische Reden vor dem Entscheidungskampfe mit dem Ergebnis desselben in keinem günstigen Verhältnisse standen. Waldis als erster unternimmt es, den Ariovist als Nationalhelden auf den Schild zu erheben. Er gesteht zwar zu, dafs er gegen die Römer nur mit geteiltem Erfolge gekämpft habe, wie ja das Kriegsglück stets wandelbar sei. Sonst aber weifs er von Ariovists Persönlichkeit, seinem Ansehen, seiner Tapferkeit, seinen Erfolgen nur Rühmliches zu berichten. Und während die gelehrte Litteratur sich auch weiterhin an Julius Caesar hält, dessen Darstellung nur hie und da leicht gemildert wird, bleibt in der schönen Litteratur Burkhard Waldis' Beispiel mafsgebend. Wo wir auf ihrem Gebiete dem Ariovist noch ferner begegnen werden — bei Moscherosch und bei Lohenstein —, spielt er seine rühmliche Rolle fort: in Ariovists Person ist seit Waldis ein zweiter Nationalheld neben Arminius erstanden.

In seinen Versen auf Arminius, der ja schon vor ihm als Nationalheld anerkannt und gepriesen war, begnügt sich Waldis wiederum mit der Wiedergabe der Althamerschen Nachrichten zum Lobe des Cheruskerfürsten, welche sich auf die bekannten Stellen bei Tacitus, Florus, Velleius Paterculus und Suetonius stützen.

Als Schluſs folgt dann noch die Verherrlichung des gröſsten unter den späteren deutschen Herrschern, Karls des Groſsen. Wir werden uns jetzt kaum noch wundern, den groſsen König des achten nachchristlichen Jahrhunderts als letzten der „zwölff ersten alten Fürsten und König deutscher Nation“ die Reihe abschlieſsen zu sehen, die mit einem Zeitgenossen „Nymbrots“ begonnen hatte. Die nähere Betrachtung des Büchleins hat uns gezeigt, daſs die vaterländische Tendenz vor allem den Verfasser bestimmt. Und wenn nur diese seine Hauptabsicht gewahrt bleibt, so wagt er leicht auch einen Sprung über viele Jahrhunderte hinweg. So schlieſst er, als die Reihe der Taciteischen Namen erschöpft ist, an Vandalus den Ariovistus an und geht von Arminius zu Karl dem Groſsen über.

Trotzdem wäre es wohl falsch, anzunehmen, daſs Waldis etwa gegenüber der wissenschaftlichen Stichhaltigkeit seines Werkes gleichgültig gewesen wäre. Eine solche Anschauung wäre unvereinbar mit der von Waldis angewandten Methode, einem wissenschaftlichen Werke, wie Althamers Kommentar zur „Germania“, bis zu geringen Einzelheiten genau zu folgen und sogar noch die Citate aus den klassischen Autoren in Randbemerkungen beizufügen. Dieses Verfahren weist vielmehr darauf hin, daſs Waldis — wie von einem gelehrten Manne in jenem gelehrten Zeitalter von vorneherein zu vermuten war — sein Werk auch auf wissenschaftliche Beurteilung berechnet hatte. Jene von uns besprochenen Willkürlichkeiten werden in damaliger Zeit weniger störend empfunden worden sein, als dies bei wissenschaftlicher Betrachtung heute der Fall ist. Jedenfalls steht die Thatsache fest, daſs die Zeitgenossen des Autors seinem Buche eine wissenschaftliche Schätzung zu teil werden lieſsen.

Es fehlt zwar an Besprechungen und kritischen Äuſserungen darüber in der gleichzeitigen Litteratur völlig; wenigstens ist

uns nichts derartiges erhalten. Doch sahen wir bereits, dafs eine zweite Ausgabe der Waldisschen Verse mit neuen Illustrationen der grofsen bayerischen Chronik des Aventinus beigegeben wurde. Diesen Platz konnte man nur einem Werke anweisen, dem man auch wissenschaftliche Berechtigung zuerkannte.

Im gleichen Sinne als beweiskräftig darf auch der Umstand gelten, dafs Mathias Holtzwart die Verse des Waldis in lateinische Hexameter übertrug, die er mit grofsenteils anders woher entnommenen Bildern im Jahre 1573 unter dem Titel „Eikones cum brevissimis descriptionibus duodecim primorum etc. veteris Germaniae heroum" veröffentlichte. Einer Wiederholung dieser Arbeit, welche er im Jahre 1581 als Anhang zu seiner „Emblematum tyrocinia" erscheinen liefs, sind neben den lateinischen auch des Waldis deutsche Originalverse beigegeben. Die lateinischen und deutschen Verse finden sich wieder abgedruckt in den „Memorabilia mundi" des Mathias Quad.[1]) Letzterer kennt bereits den Dichter der Originalverse nicht mehr, sondern erwähnt als Quellen, aus denen er schöpfte, nur Aventins Chronik und die Übertragung Holtzwarts.

Ein weiterer Beweis dafür, wie ein bedeutender, gleichzeitiger Gelehrter das Büchlein des Waldis schätzte, ist uns in den „Migrationes gentium" von Wolfgang Lazius[2]) erhalten. In diesem grofsen, sehr gelehrten Werke sind die Bilder des Tuiscon und des Eusterwon aus der Originalausgabe von Waldis' „Ursprung und Herkommen" reproduziert, um den Typus der „Aborigenes" bezw. der „Gallogräci sive Galatae" zu veranschaulichen. Und auch im Texte hat sich Lazius von Waldis beeinflussen lassen. Denn die im ersten Buche ausgesprochene Identifizierung des lateinischen Tuiscon mit dem Aschenaz[3]) der Bibel war bis dahin, wie wir gesehen

---

[1]) Gedruckt zu Köln 1601.

[2]) 1555 erschienen.

[3]) Lazius schreibt Aschenas oder Aschaenas. Die bei dem Pseudo-Berosus gebrauchte Form Ascanius veranlafst ihn zu der Vermutung, dieser uralte biblische Name möchte im anhaltischen Fürstenhause noch erhalten sein.

haben, nur bei Althamer und Waldis zu finden. Dafs er aber den Althamerschen Kommentar benutzt habe, geht wenigstens aus keiner der zahlreichen Randnoten hervor, in denen er seine Quellen anzugeben pflegt. Anfangs glaubte ich, einen Zusammenhang mit Althamer annehmen zu müssen, weil beide unter den Beweisgründen für die Abstammung der Deutschen von Aschenaz erwähnen, dafs in der hebräischen Sprache die germanischen Völker mit Aschenaz bezeichnet werden. Doch mufste dies dem Lazius als gelehrtem Kenner des Hebräischen auch ohnedies aus der talmudistischen Litteratur bekannt sein.

Mathias Holtzwart kannte zwar beide Ausgaben der Waldisschen Reimchronik, wie er in der Widmung vor der Ausgabe seiner „Eikones“ von 1573 ausdrücklich bezeugt.[1]) Trotzdem entnahm er seine Illustrationen keiner von beiden, sondern dem oben genannten Werke des Wolfgang Lazius. Veranlassung hierzu mögen wohl die zwei Bilder gegeben haben, welche Lazius aus der ersten Ausgabe der Reimchronik übernommen hatte. Die neuen Illustrationen der zweiten Auflage haben Holtzwart angeregt, auch bei seinen Bildern im Hintergrunde Ereignisse anzudeuten, welche im begleitenden Texte erwähnt sind. Auch die Wappen und noch einige andere Einzelheiten sind von den Originalzeichnungen entnommen und den fremden Illustrationen beigefügt.

Unter Benützung eines sehr grofsen Materials an gelehrten Schriften unternahm es Jakob Schopper, eine umfassende, gründliche „Chorographie und Histori Teutscher Nation“ abzufassen, die er im Jahre 1582 zu Frankfurt a. M. im Druck erscheinen liefs. Geistliche und weltliche Schriften,

---

[1]) Mittler (Nachwort zur Ausgabe von Waldis' „Klagelied Herzog Heinrichs von Braunschweig“. Cassel 1855) scheint Holtzwarts Werk, obwohl er beide Ausgaben nennt, nur in der Ausgabe von 1581 gesehen zu haben. Er schreibt nämlich, dafs bei der Wiedergabe der Waldisschen Verse nirgends — eine Anmerkung unter Tuiscons Bilde bei Holtzwart ausgenommen — der Verfasser genannt werde. Holtzwart nennt jedoch Waldis als Autor in jenem Widmungsschreiben an Burkard Waldner von Frundstein, mit welchem er die Ausgabe von 1573 einleitet. Die Widmung ist, wie die ganze Ausgabe, lateinisch.

poetische und historische Werke aus alter und neuer Zeit sind ihm bekannt und werden von ihm häufig und fast ohne Unterschied hinsichtlich ihrer Beweiskraft citiert.

Fast zwei Drittel der Chronik sind der „Historia Ecclesiastica“ Deutschlands gewidmet. Aber nicht nur die Ökonomie des Werkes, sondern auch seine Tendenz läfst den Verfasser als Theologen erkennen; denn auf jeder Seite tritt uns deutlich das Bestreben entgegen, in allen Ereignissen das Walten der göttlichen Macht und Gerechtigkeit nachzuweisen. Damit geht natürlich für die Darstellung der älteren Zeit ein starkes Überwiegen der biblischen Nachrichten Hand in Hand.

Sogleich im ersten Kapitel „Von der Teutschen ursprung und anfängern“ finden wir denn auch die biblische Erzählung in ausgiebigem Mafse verwertet. Daneben beruft sich der Verfasser sowohl auf Tacitus und Berosus als auch auf Nauclerus, Aventinus und endlich Althamer. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Fassungen der einschlägigen Stellen bei den genannten Autoren kommen für Schopper nicht in Betracht. Er betont nur die gemeinsamen Punkte und findet alle Darstellungen in guter Harmonie. So hatte er auch schon in der Vorrede bezüglich der Echtheit der Berosianischen Fragmente geäufsert: „Und dafs ich auch etwas darzu sage, so ist warlich das, was ich aufs ihm von den Teutschen anziehen wirdt, der Warheit nicht unehnlich. Denn viel andere Scribenten ihm hierinnen zustimmen, und solches auch der heutige Augenschein bezeuget, wie wir denn baldt hören wöllen“.

Althamers Auffassung gemäfs sieht auch Schopper den Tuiscon und Ascenas für die gleiche Person an. Diese Meinung sucht er dadurch noch besonders zu bekräftigen, dafs er die beiden Namen auch sprachlich für einerlei erklärt. Nach seiner Ansicht ist für Ascenas, „dieweil die Teutschen pflegen offtermals die Namen abzubrechen“ die kürzere Nebenform Ascon in Gebrauch gekommen. Aus „der Ascon“ sei dann Dascon, Discon, Duiscon und endlich Tuiscon geworden. Diese höchst absonderliche Etymologie des Namens Tuiscon hat gleichwohl ihre Anhänger gefunden und so lange nachgewirkt, dafs noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahr-

hunderts ein Historiker ihrer zu gedenken Veranlassung nimmt,[1]) allerdings um sie mit anderen oberflächlichen Kombinationen als unbrauchbar und sinnlos abzuweisen. Vom Namen Tuiscon leitet Schopper dann den Volksnamen der „Teutschen“ ab; dafs er hierbei eine Zwischenform „Tuitschen“ ansetzt, dürfte wohl auf einer Reminiscenz aus Aventinus beruhen, der den deutschen Stammvater Tuitsch nannte.

Der bayerische Historiker bildet auch die Hauptquelle für den ferneren Inhalt dieses ersten Kapitels. Zunächst sind dorther die Namen von Tuiscons zwanzig Gefährten entnommen; und zwar ist es die lateinische Ausgabe der „Annales ducum Boiariae“, aus der Schopper schöpft. Denn nur hier findet sich die Zahl zwanzig, während in der deutschen Ausgabe der „Bayerischen Chronik“ die Anzahl auf achtundzwanzig erhöht ist. Auch hätte es Schopper, wenn er die Namen und die dazugehörigen Notizen der „Chronik“ entnommen hätte, auffallen müssen, dafs dort unter Tuiscons Gefährten ein Asch oder Ascha — „haist latein Ascanius. die heilig schrift nent in Askenest“ — erwähnt wird, was zu seiner Darstellung nicht pafst, da er diesen letzten Namen ja mit Tuiscon als identisch ansieht.

Indem Schopper sich dann zu Tuiscons Nachkommen wendet, deren Reihe er nur bis zu Suevus verfolgt, stellt er gegen Aventinus im Anschlufs an Althamer die Taciteische Genealogie wieder her, welche Ingewon, Istewon und Herminon als Brüder aufführt. Da jene beiden „on Kinder abgestorben“ seien, sei dann das ganze Reich an Hermann — so nennt er Herminon nach dem Beispiel Aventins — und seine Nachkommen gefallen. Wir finden auch hier wieder die schon von Aventin gerühmten Verdienste Hermanns um die kriegerische Organisation und Tüchtigkeit seines Volkes. Dieses habe ihn zum Danke dafür unter die Götter gerechnet und ihm viele Standbilder gesetzt, denen an seiner Statt göttliche Ehren erwiesen wurden. Die genaue Beschreibung dieser Standbilder Hermanns läfst uns erkennen, dafs Schopper vermutlich die

[1]) D. Ph. E. Bertram in seiner Geschichte des Hauses und Fürstentums Anhalt (fortgesetzt von M. J. C. Krause), Halle 1780, Band I, S. 78.

Rolandfiguren als Bilder Hermanns aufgefafst hat. Auch das von Karl dem Grofsen zerstörte Volksheiligtum der Sachsen, das schon Aventinus dem Herimannus geweiht hatte, fafst Schopper in gleicher Bedeutung auf. Doch deutet er wenigstens den zweiten Bestandteil des Wortes Irminsul richtig, wenn er schreibt: „diese Bildnufs, welche sie verehrten, hiefse Hermansaul, das ist, defs Hermanni Saul oder Bildnufs.“ Der bayerische Chronist dagegen hatte Irminsul als Hermanssaal, einen dem Herimannus geweihten Tempel, gedeutet. Zu Hermanns weisen und nützlichen Anordnungen soll auch das Verbot des Anbaus und der Einfuhr von Wein gehören; sonderbarerweise verlegt aber Schopper gerade in seine Zeit die von anderen Autoren erst später angesetzte Einführung der Bierbrauerei durch Osyris und Isis.

Im zweiten Kapitel behandelt Schopper die Namen des deutschen Volkes bei den verschiedenen älteren und neueren ausländischen Schriftstellern. Er führt als solche an: Teutschen, Theutones, Germani, Allemanni, Tungri, Galli, Scythae, Celtae, Sarmatae u. a. Über Entstehung und Bedeutung dieser Namen werden mannigfache, teilweise recht abenteuerliche Hypothesen zusammengetragen.

Den Rest der „Historia naturalis“, wie Schopper den ersten Teil seiner Chronik nennt, bilden weitläufige Abhandlungen über Deutschlands Geographie, Bodenbeschaffenheit, Völkerkunde u. s. w.

Der zweite Teil „Historia moralis“ beginnt mit einer Beschreibung der alten deutschen Sitten nach der „Germania“ des Tacitus. Mit patriotischem Stolze wiederholt Schopper das Lob der mannigfachen deutschen Tugenden. Doch stöfst er manchen frommen Seufzer über die spätere Verschlimmerung der deutschen Sitten aus. Der fromme Theologe sieht darin natürlich ein Werk des bösen Teufels, welcher Macht über die Deutschen gewonnen habe, weil sie von den gottgefälligen Vorschriften und Ermahnungen ihres Urahnherrn Japhet abgewichen seien. Die Macht des Erbfeindes der Menschheit, die nunmehr gar weit um sich gegriffen habe, zeigt aber ihre ersten Wirkungen schon in älterer Zeit, da ja Tacitus bereits von der unmäfsigen Völlerei, der unbezähmbaren Spielleiden-

schaft und der abergläubischen Wahrsagerei der Deutschen Kunde giebt. Vor diesen alten und vielen später eingeschlichenen Lastern verwarnt unser Autor seine Leser wiederholt ernstlich unter Hinweisen auf viele einschlägige Stellen der heiligen Schrift. Auf die Trunkenheit kommt er, nachdem er inzwischen anderes abgehandelt hat, am Ende des zweiten Teils in einem besonderen Schlufskapitel nochmals zurück, um ja recht eindringlich von diesem Laster abzumahnen.

Der dritte und letzte, bei weitem umfangreichste Teil von Schoppers Werk, die „Historia ecclesiastica", handelt von der Geschichte des christlichen Glaubens in Deutschland. Als Einleitung hierzu geht ein kurzes Kapitel „Von der uralten Teutschen Abgötterei in der Heydenschafft" voraus.

Tuiscon selbst trägt nach Schoppers Ansicht einen Teil der Schuld daran, dafs die Deutschen vom wahren Gottesglauben abwichen. Denn Tuiscon habe zwar seinem Volke den wahren Glauben an einen einigen, unsichtbaren Gott gepredigt, in welchem er von seinen Vorfahren unterwiesen worden war; er habe auch sonst sein Volk „viel Gottseelige sachen" gelehrt. Aber er sei von den göttlichen Satzungen abgewichen, indem er in Deutschland an vielen Orten Altäre errichtet habe, an welchen er und sein Volk Opfer darbrachten, während doch nach den Satzungen des alten Testaments Gott nur an einem einzigen Orte, nämlich auf dem von Noah errichteten Altare, Opfer empfangen wollte. Dies ist eine theologische Erfindung Schoppers, die er zu seinem Zwecke nach der Erzählung von Thare im ersten Buche Mosis erdichtet hat. Nach einem Exkurse über Abgötterei im allgemeinen zählt Schopper die einzelnen Götter der alten Deutschen auf. Als erste Phase der Abgötterei setzt er die von Caesar überlieferte Verehrung von Sonne, Mond und Feuer an. Erst später seien die ausländischen Abgötter in Aufnahme gekommen, deren Kult Tacitus bezeugt. Nach dem Beispiele Aventins sieht auch Schopper den Mars und Herkules nur als die nach ihrem Tode vergötterten deutschen Könige Marsus und Herkules Alemannus an. Aufserdem will er auch noch den Mercurius mit Hermann identifizieren, da Mercurius dem griechischen Hermes entspreche und dieser Name stark an Hermann anklinge. Diese

Annahme stimme auch zur Nachricht des Abbas Urspergensis, dafs die Sachsen sonderlich den Mercurium geehrt haben; denn bei den Sachsen habe ja das Heiligtum des Hermannus gestanden, welches Kaiser Karl später zerstörte. Von Isis, Tanfana, Vulcanus u. a. thut er kurz Erwähnung, ohne Neues hinzuzufügen. Auch die Erklärung des Namens Herthus (so für Nerthus) als „Erdtrich", Tuiscons Mutter, kennen wir schon von Aventinus.

Den Schlufs der Nachrichten vom deutschen Heidentum bilden die Taciteischen Mitteilungen von der Wahrsagerei und die Aventinischen vom Orden der Druiden, die ursprünglich in Frankreich und später auch in Deutschland des Priesteramtes gewaltet haben. Der überwiegende Einfluſs, den die Schriften des bayerischen Chronisten auch auf Schoppers Darstellung jener ältesten Epoche ausgeübt haben, ist trotz der Benutzung anderen Materials unverkennbar.

Der grundgelehrte Kommentar zur „Germania" von Michael Beuther[1]) bietet zwar für unsere Untersuchung nichts wesentlich Neues, verdient aber gleichwohl in diesem Zusammenhange Erwähnung wegen der darin enthaltenen Auslassungen über den Pseudo-Berosus.

Beuther kennt gar wohl die Zweifel des Beatus Rhenanus und anderer Gelehrten an der Echtheit der vom Annius herausgegebenen Fragmente. Gleichwohl kommt er selbst zu dem Schlufs, ihnen Geltung beizumessen, und hierbei giebt für ihn der Umstand den Ausschlag, dafs in jenen Fragmenten sich Stellen befinden, welche Josephus, Tatianus und Theophilus aus dem Berosus angeführt haben. Dafs für einen Fälscher nichts einfacher war, als gerade jene Citate seiner Fälschung einzufügen, ist ihm sonderbarer Weise nicht aufgefallen. Vielleicht hat den jüngeren Beuther, den Herausgeber des Kommentars, eine derartige Erwägung veranlafst, an der betreffenden Stelle in einer Randnote anzumerken, dafs solcher citierten Stellen doch nur wenige seien. Bei der Stelle von den drei Söhnen des Mannus kommt Beuther nochmals auf die Berosus-Frage zurück. Weil in jenen umstrittenen Frag-

[1]) 1594 zu Strafsburg von Joh. Mich. Beuther herausgegeben.

menten Istevon nicht genannt werde, und die beiden anderen nicht als Söhne des Mannus bezeichnet werden, so will Beuther folgern, dafs die Fragmente schon vor Tacitus bestanden haben. Dieser an und für sich wenig überzeugenden Begründung gegenüber ist auch noch darauf hinzuweisen, dafs der Name Istevon in den Fragmenten allerdings genannt wird, und zwar in dem kurzen Verzeichnis der Nachkommen Tuyscons im zweiten Buche; er fehlt nur in der ausführlicheren Darstellung des fünften Buches. Aber gerade jene kurze Aufzählung kann ihre Taciteische Herkunft kaum verleugnen. Von nicht geringer Bedeutung für Beuthers Entscheidung zu Gunsten der Berosianischen Fragmente dürfte die Übereinstimmung mit der Bibel gewesen sein. Wenigstens erkennen wir eine solche Absicht, wenn der Autor sich an anderer Stelle äufsert, die Gründe des Tacitus für die Autochthonenschaft der Deutschen wären allerdings hinlänglich stichhaltig, wenn nicht die Bibel etwas anderes lehrte.

Weniger Vertrauen als dem pseudo-berosianischen Texte schenkt Beuther den von Annius unter eigenem Namen hinzugefügten Anmerkungen. Diese pflegt er vielmehr meist ironisch einzuführen, unter Wendungen wie: „Annius fabelt nach seiner Weise“ u. a. Dafs ein gelehrter Mann wie Beuther zu solchem Spott Recht und Veranlassung hatte, mufs man zugestehen angesichts der Versuche des Annius, Namen wie Alemanni und Gambrivius in hebräische, scythische und aramäische Bestandteile zu zerlegen.

Auch sonst geht Beuther mit anerkennenswerter Kritik vor. Er unterscheidet z. B. bei Tuiscon die Auffassung Althamers, nach der Tuiscon und Aschenaz ein und dasselbe ist, von der pseudo-berosianischen, welche ihn als einen Sohn Noahs gelten läfst. Schopper hatte diesen Unterschied nicht bemerkt. Auch lehnt sich Beuther als erster gegen den von Aventinus eingeführten und seither mehr und mehr in Aufnahme gekommenen Brauch auf, viele Namen von Städten, Dörfern, Klöstern u. dgl. wegen oberflächlicher Ähnlichkeit auf Tuiscon und andere uralte Namen zurückzuführen. Alle jene Orte seien viel zu jung, als dafs man sie mit jenen in die älteste Zeit gehörigen Personen in Zusammenhang bringen dürfte.

In etwas veränderter Gestalt geschieht der Aschenaz-Legende Erwähnung in Rollenhagens „Froschmäuseler.“ [1]) Die Anfangsverse des zweiten Kapitels lauten:

„Da Aschanes mit seinen Sachsen
Aus den Harzfelsen ist gewachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springends brünlein süfs und kalt“ u. s. w.

Nach Goedekes Anmerkung[2]) sollen sich diese Verse auf eine alte Sage beziehen, „wonach der erste König der Sachsen, Aschanes oder Ascanius, aus dem Harzfelsen mitten im Walde bei einem Springbrunnen hervorgewachsen sein soll.“ Die Nachricht von dieser alten Sage entnahm Goedeke der „Deutschen Mythologie“ von Jacob Grimm.[3]) Einen litterarischen Nachweis für diese Sage giebt Grimm nicht an. Man darf wohl erwarten, dafs eine Spur davon sich in einem jener Werke finden lassen müfste, welche sich speziell mit der Geschichte des askanischen Fürstenhauses beschäftigen. Ich habe jedoch in solchen Schriften vergeblich gesucht; und auch der oben bereits einmal erwähnte Historiker Bertram, der das einschlägige Material genau kennt und mehrere abenteuerliche Hypothesen über die Herkunft der Askanier verzeichnet, weifs von jener alten Sage nichts. Deshalb dürfen wir wohl annehmen, dafs Grimm die Sage erst aus jenen Versen Rollenhagens geschöpft habe, welche Goedeke dann wieder mit Grimms Worten erklärte. Ja, dieser Satz der „Mythologie“ ist eigentlich nur eine fast wortgetreue Prosa-Übertragung jener Verse aus dem „Froschmäuseler.“ Wie Rollenhagen zum Inhalt seiner Verse kam, ist aber auch ohne Annahme einer alten Sage leicht erklärlich. Denn einerseits war schon längst Aschanes mit dem erdentsprossenen Tuiscon identifiziert worden; andererseits war derselbe Aschanes oder Ascanius von Lazius schon mit dem sächsischen Fürstenhause der Askanier in Zusammenhang gebracht worden. Und eben gerade zur Entstehungszeit des „Froschmäuselers“ hatte ein anderer Autor, namens

[1]) 1594 erschienen.
[2]) Hier ist sie erst in der zweiten Auflage (1844) erwähnt.
[3]) In seiner Ausgabe des „Froschmäuselers“, Leipzig 1876.

Reusner,[1]) jenen von Lazius angedeuteten Zusammenhang nochmals mit aller Bestimmtheit ausgesprochen. Reusner giebt auch ausdrücklich an, dafs Ascanas sich schliefslich am Harze niedergelassen habe, wo seine Nachkommen, die Askanier, bis auf den heutigen Tag verblieben seien.

Auch eine weitere Konjektur Jakob Grimms dürfte sich nach den Ergebnissen unserer Untersuchung berichtigen lassen. In den Nachträgen zur „Mythologie" erwähnt Grimm die Anwendung des Namens Aschkenas für Deutschland und die Deutschen in der „gemein und gelehrtjüdischen Sprache". Und er fügt hinzu: „Die Rabbiner mögen doch dabei Rücksicht genommen haben auf eine ihnen zu Ohr gekommene Ableitung der Deutschen von einem Stammherrn Askanius oder dem trojanischen." Dieser Annahme fehlt die Voraussetzung, nachdem wir nachgewiesen haben, dafs Aschanes seine Stellung nicht einer alten Sage, sondern einem Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts verdankt. Wie wir sahen, beruft sich ja Althamer bei Einführung des Namens Aschanes gerade auf dessen Anwendung bei den „Talmudisten."

Auch in der 1597 erschienenen Weltchronik von Johann Konrad Meckern von Balgheim finden wir die uns bekannten Nachrichten von der Herkunft und Urgeschichte der Deutschen in fast unveränderter Form vor. Die Quelle seiner kurz gefafsten Nachrichten ist Aventinus. Nur die erste Erwähnung der Deutschen weicht von ihm ab, indem sie die Abstammung von Ascanes konstatiert, den Meckern aber offenbar nicht für identisch mit Tuiscon hält. Unabhängig von dieser Stelle heifst es bald darauf: „Es soll auch umb dise zeyt Thuisco mit 20 Fürsten aus Armenia in Europam vom flufs Tanais bifs an Rheyn gezogen und der erste König der Teutschen worden sein." Von hier an ist die Abhängigkeit von Aventinus unverkennbar.

Auf Aventinus deuten desgleichen die dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts noch angehörigen, wenn auch erst 1601 im Druck veröffentlichten Lieder in Theobald Hocks seltenem Büchlein „Schönes Blumenfeld" zurück, die deutsches Altertum

[1]) Basilicon opus genealogicum catholicum. 1592.

besingen. Max Koch hat in seinem Neudruck dieses Buches[1]) bereits den engen Zusammenhang dieser recht steifen, unpoetischen Reimereien mit dem Texte der „Bayerischen Chronik“ nachgewiesen. Ich möchte seine Untersuchung nur in einem Punkte ergänzend berichtigen. Koch vermifst bei Aventinus den Anhaltspunkt für „Hocks auffallende Behauptung, jeder deutsche Fürst müsse die deutsche und wendische Sprache sprechen können“. Dies ist allerdings nicht der „Bayerischen Chronik“ entnommen; doch ist die Quelle nicht so weit zu suchen, wie Koch annimmt. Wir lesen in Aventins „Deutscher Chronik“ bei der Erzählung von der babylonischen Sprachverwirrung:[2]) „Wie vil zungen aber aus dieser einigen erwachsen, kan man nicht leichtlich sagen, dann man alle ding nit so genau forschen noch wissen sol. Der meist teil sagt, das ir 72, nach der fürsten zal, so Moses erzelet, gewesen sein, des Sems 27, des Chams 30 und des Japhets 15. Die fleifsigen machen 74, tun noch zwên fürsten in Mose hinzu. Etlich geben unserm Tuisconi zwô sprachen, die windischen und die teutschen; dann die zwô seind alweg durch einander vermischt gangen, auch vor Christo und êe das Troia zerstört ward. Darumb es von keiser Carl IV. und von stenden des reichs gesetzt und gebotten warde, das ein jeder teutscher fürst dise zwô sprachen lernen und künden solt.“ Diese Stelle liegt der zweiten und dritten Strophe von Hocks Gedicht „Von Ursprung der deutschen Sprach“[3]) zu Grunde und ist darin ebenso genau nachgebildet, wie dies Koch für mehrere Stellen der „Bayerischen Chronik“, die in andern Gedichten Hocks benutzt sind, nachgewiesen hat.[4])

---

[1]) Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts, No. 157—159. Halle a. S. 1899.

[2]) Ausgabe der bayerischen Akademie der Wissenschaften (München 1881), Bd. I, S. 330.

[3]) No. 88 des „Blumenfelds“, Neudruck S. 128 ff.

[4]) Neudruck, S. XLIX f.

Lebenslauf.

Ich bin am 29. Juni 1871 in Berlin als vierter Sohn des Kaufmanns Max Gotthelf und seiner Ehefrau Ida, geb. Jakob, geboren. Vom 7. bis zum 19. Lebensjahre habe ich das Friedrich-Werdersche Gymnasium in Berlin besucht. Nachdem ich im März 1890 das Abiturientenexamen bestanden hatte, begab ich mich an die Universität zu Heidelberg, wo ich den Vorlesungen der Herren Professoren Fischer, v. Waldberg, Erdmannsdörffer, Braune, Osthoff und v. Oechelhäuser beiwohnte. Im Herbst 1890 begab ich mich nach München, um meiner Militärdienstpflicht als Einjährig-Freiwilliger im 1. Schweren Reiter-Regimente zu genügen. Während der beiden darauf folgenden Semester hörte ich in Berlin die Vorlesungen der Herren Professoren Weinhold, E. Schmidt, Grimm, Roediger, sowie der Herren Privatdozenten Herrmann und R. M. Meyer, nahm auch an den Übungen bei Prof. Schmidt, Dr. Herrmann und Dr. Meyer teil.

Seit dem Winter-Semester 1892/93 gehöre ich der Ludwig-Maximilians-Universität zu München an und habe hier bei folgenden Herren Dozenten Vorlesungen gehört und an Übungen teilgenommen: Geheimrat Prof. v. Riehl †, Prof. Carriere †, Prof. Brenner, Prof. Muncker, Prof. Paul, Prof. Lipps, Prof. B. Riehl, Prof. v. Hertling, Prof. Golther, Dr. Borinski.